



Als hätte man das Licht angeknipst

Flüchtlinge aus Afrika kapern eine Hamburger Ausstellung – und verleihen Santiago Sierras Werk Glanz

Die Aktion habe ihn auch an die deutschen Revolutionäre erinnert, die nach Lenins Charakterisierung erst einmal eine Bahnsteigkarte kaufen, bevor sie den Bahnhof unter ihre Kontrolle bringen, erzählt der Hamburger Sammler Harald Falkenberg. Denn die Flüchtlinge aus Lampedusa, die am Freitag ein Kunstwerk von Santiago Sierra in den Phoenix-Hallen kaperten, hätten sich ordentlich zu einer Führung angemeldet. Allerdings schlüpfen sie dann recht unerwartet unter die acht Pappkartons, eine Skulptur mit dem Titel „Acht Personen, die dafür bezahlt werden, in Pappkartons zu bleiben“, die der Künstler 1999 erstmals in Guatemala City aufgebaut hatte, und hängten neben ihre Transparente eine Spendenbox – zumindest den Dumping-Stundenlohn von sieben Euro hätten sie auch gerne für die Erweiterung des Werks. „Wir haben natürlich sofort den Künstler informiert“, erzählt der Sammler weiter, „aber der war begeistert, passt ja auch gut.“

Vom heutigen Montag an wird verhandelt, schließlich geht es nicht nur um Protest, sondern auch um Fragen des Hausrechts und der Haftung, man ist in Deutschland. Außerdem stellt sich die Frage, inwieweit die Flüchtlinge, die über Italien mit Touristenvisa einreisen, vor der Abschiebung im Museum vielleicht genauso sicher sind wie in einer Kirche.

„Wir wollen die acht Plätze hier noch weiter nutzen“, sagt Nadja Hollihore, eine Künstlerin, die als Initiatorin unter den rund 300 Flüchtlingen aus Lampedusa, die in Hamburg derzeit ein humanitäres Bleiberecht einfordern, ein gutes Dutzend für die Aktion rekrutieren konnte. „Einige leben in meiner Nachbarschaft in St. Pauli in einer Kirche“, sagt sie, „nach der Vernissage dieser Retrospektive lag es einfach nahe, diese Kunst mit ihrer aktuellen Situation zusammenzubringen.“



Hollihore sieht den mediengerechten Auftritt weniger als Besetzung denn als Erweiterung der Arbeit unter dem neuen Titel „Underdog Restaurationskultur“. Denn die

Ausstellung ist nicht irgendeine: Der spanische Künstler Santiago Sierra ist berühmt für Kunstaktionen, die man als „Dirty Minimalist“ charakterisiert. Er ließ Tagelöhnern für ein paar Dollar einen Strich auf den Rücken tätowieren. Gezwungen, jede Arbeit anzunehmen, verpflichtete er Verzweifelte, nur damit sie für einen beschämenden Stundenlohn einen sinnlosen Balken oder eine Wand halten, band sie an Pfosten fest, ließ sie stundenlang in einem überfüllten Galerieraum stehen, setzte ihnen Büßermützen auf oder besprühte sie mit Polyurethan.

Vor seiner ersten großen Retrospektive in Hamburg, wo er studiert hat, wies Santiago Sierra darauf hin, dass ihm der Hafen der Hansestadt bedeute, was für Künstlerkollegen vielleicht die Sixtinische Kapelle sei: Als er Anfang der Neunziger als Student nach einer Idee gesucht habe, wie man die von ihm bewunderte Minimal Art näher an die Wirklichkeit führen könne, habe er dort die Lösung gefunden. Unter dem Einfluss seiner Lehrer Franz Erhard Walther, Bernhard Blume und Stanley Brouwn und in Abkehr von der Kunstfertigkeit und seriellen Konsequenz der Original-Bewegung des Minimal verkleidete er Kuben mit abgeschabten grauen Lastwagenplanen aus dem Freihafen. Doch erst als Sierra die Eindrücke nicht mehr buchstäblich nahm, sondern die Sixtinische Kapelle der Warenakkumulation nach dem Inhalt ihrer Bilder befragte, entwickelte sich seine künstlerische Handschrift: Prozesse von Handel und Ausbeutung, Billiglohnarbeit und Ausgrenzung, die mit diesem Warenumschlagsplatz „Hafen“ verknüpft waren, prägen seither die performativen Arbeiten Sierras. Besonders der Wert von Arbeit im Verhältnis zur Ware beschäftigte ihn fortan in vielen symbolischen Aktionen und Provokationen.

Über diese Form des „Dirty Minimalist“ empört sich seither die Welt. Der Zorn des Kunstpublikums, dass man Menschen so behandeln dürfe, öffnete mit einfachsten Mitteln den Blick auf die Wahrheit – dass Menschen nämlich andauernd so behandelt werden. Im gleichen Maße, wie der westliche Konsument die Ware zum Fetisch erhebt, ignoriert er die totale Degradierung des Produzenten.

Sicher, einige seiner Arbeiten, wie das Abbrennen des Wortes „Future“ vor einem Sozialwohnungskomplex in Valencia, sind kaum mehr als Aktivisten-Deko. Und ausgerechnet seine „Gaskammer“-Aktion 2006 in Stommeln, wo er Autoabgase in eine aufgegebene Synagoge umleitete, wurde vom Zentralrat der Juden in Deutschland als „niveaulos“ kritisiert. In seinen besten Konzepten beweist Santiago Sierra aber ein schlagfertiges Verständnis politischer Symbolik und bringt gerade durch Reduktion komplexe Themen auf den Punkt. Eine der Arbeiten erscheint im Hinblick auf die aktuelle Besetzung wie eine Vorstudie: Sierra ließ afrikanische Tagelöhner in einem streng geometrischen Raster 3000 Gräber an der spanischen Küste ausheben, wo fast täglich afrikanische Flüchtlinge bei der Überfahrt von Marokko ertrinken.

Dass sich Santiago Sierras Werk jetzt in Hamburg unerwartet rundet, beschert nicht nur den Flüchtlingen Sichtbarkeit, die es als Bühne nutzen. Auch die vier Stockwerke mit Dokumentationsmaterial, die diese Rückschau auf zwanzig Jahre Gewissensformung im Wesentlichen ausmachen, profitiert. Bestand sie vor deren Auftritt doch vor allem aus schlecht fotografierten Schwarz-Weiß-Bildern und Videos sowie ein paar Relikten der Aktionen, wie etwa den Schläuchen, mit denen die Autoabgase in die Synagoge gepumpt wurden.

Dass erstmals seit der Vernissage wieder Menschen unter den Pappkartons sitzen, ist neben dem Medienrummel auch eine inhaltliche Belebung der kühlen Schau. Als hätte man das Licht wieder angeschaltet, erstrahlte in der Anwesenheit der Afrikaner das Werk: Die Flüchtlinge aus Lampedusa haben erkannt, dass Santiago Sierra tatsächlich ein Michelangelo der Schuldgefühle ist.

TILL BRIEGLEB , CATRIN LORCH

© Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Mit freundlicher Genehmigung von <http://www.sz-content.de> (Süddeutsche Zeitung Content).